

achtung vorlies. Die ganze Nacht saßen die Leute um das Mikroskop, das man vorläufig bei der „Schweinsblase“ einquartiert hatte, herum und ständlich kontrollierten sie, während sie ihre Tageserlebnisse ähnelten, über den gefährlichen Abenteuerer. Nur jene, die es zunächst anging, war nicht dabei. Margherita hatte die Erstschreckung, die durch jene gewalttätige Degradation eines Gottes in ihr erzeugt worden war, nicht zu überwinden vermocht. Ihre Mutter fand sie am Kreuzweg erhängt vor. Nun hielt sie bei ihr die Totenwacht.

Aber die anderen genossen sich im Gefühl ihrer durch das Inferno unmissverständlich bezugenen Hebellegenheit. Sie schätzten Triumphe, betrauten sich in Maraschino und brachten übermäßig die Gesundheit des Gelaperten aus.

Am nächsten Morgen luden sie ihn auf und fuhren ihn über's Meer nach Ferrara. Dort verkauften sie ihn um gutes Geld an den Herzog Paolo. Zu den Augen dalmatinischer Fischer hat eben noch ein exotischer Exotiker seinen anderen Wert als den eines zugereiften seltenen Fisches. Für Herzog Paolo aber hatte er den vollen Antiquariatswert.

Denn der Herzog war auch sonst, wie er aus dem Musealkatalog erkennen können, ein eifriger Schätzer und Sammler berühmter Gemälder, unerschöpflich geordnet oder aus einem sonstigen Grunde unangänglich geordneter Götter, und wenn gerade Mangel an Originalgemälden herrschte, so war er zuweilen sogar kapabel, sich — wie Figuren zeigt — mit dem Holzschnitt zu begnügen.

Bunte Zeitung.

Stund und Esperanto. Zu der unter dieser Spitzmarke in Nr. 203 der Unterhaltungsbeilage veröffentlichten Notiz wird uns geschrieben: Wie sind auch in Halle a. d. S. jetzt in der Lage, Unterrichtsreihe in der Weltsprache Esperanto abzuhalten. Es besteht gegenwärtig ein Kursus, jeden Freitag Abend von 7—9 Uhr. Auskunft erteilt S. Schabe, Lehrer a. D., Sadstr. 3 p. Esperanto ist die bis jetzt am leichtesten erlernbare internationale Weltsprache. Sehr wichtig wäre die Erlernung für die hiesigen Kinder, welche als Ferienbesuchnisse im Auslande weilten. Diese müßten dann in solchen Familien untergebracht werden, welche der Esperanto-Sprache kundig sind. Durch die Delegierten der Universitäts-Esperanto-Wespa (H. E. U.) wären solche Familien sehr leicht herauszufinden.

Der durchsichtige erprobte Roman. Eine böse Erfahrung, die erpöckliche Weise zu den Seltenheiten gehört, machte Anatole France, als er seiner Zeit seinen Roman „Sur la Pierre blanche“ zuerst im Feuilleton einer Pariser Zeitung erscheinen ließ. „Vor der Zeitung mit dem Druck begann“, so erzählt er einem seiner Freunde, „trat ich einem Mageren Erlaubnisurlaub an. Vor meiner Abreise schneid ich das Manuskript in einzelne Teile, von denen jeder gerade den Namen eines Tagesfeuilletons füllte. Ich brachte dann die zurechtgeschnittenen Blätter des Manuskripts in die Redaktion und sah mit eigenen Augen, wie sie der Redaktion genau in der Reihenfolge des Erscheinens fein säuberlich in die Fächer eines Regals legte. Unglücklicherweise entnahm der Faktor, der täglich das für die Nummer bestimmte Feuilletonmanuskript aus der Redaktion holte, die Blätter nicht in feinfacher, sondern in wogender Richtung, so daß die Fortsetzungen in wildem Durcheinander, das jeden Zusammenhang vernichtete, zum Vordringen kamen. Ich mußte mit Bedauern feststellen, daß die Reihenfolge der Teile an dem verfallenen, völlig unverständlichen Roman keinen Anstoß genommen hatte. Ich hatte mich darauf gesetzt gemacht, daß ich mit Zuschriften aus dem Respektive, die die Entrüstung über diesen außer Rand und Band gekommenen Roman zum Ausdruck bringen würden, überschüssig werden würde, wurde mich aber zu meiner Schande überzeugen, daß solche Zuschriften nur in verblüffender kleiner Zahl an mich geschickt wurden.“

Dramatische Einnahmen. Der Verlag Deutscher gibt in den Mitteilungen, die er an die Bühnen verspricht, einen interessanten Überblick über die Kassenerfolge der Autoren dieses Verlages. Danach haben die Schauspiele „Hinter Mauern“ von H. Nathansen, „Zeitgenossen“ von Georg Hermann und das jüngst im Ausland aufgeführte Drama „Am Borabend“ von E. Kampff die höchsten, je 200 000 Mark betragenden Einnahmen erzielt. Die nächsthöchste Einnahme, 180 000 Mark, brachte W. W. Götzes musikalischer Schwank „Der gut tückende Brand“ von Dregels, das Drama „Die Wachsamer Tabele“ von G. Raboldo und die Grotteske „Madame de M...“ von

C. Götz mit je 150 000 Mark Einnahme. Einen guten Kassenerfolg, 130 000 Mark, hat C. Götz auch mit seiner Grotteske „Menagerie“ erreicht. Weitere ansehnliche Beträge brachten folgende Bühnenwerke den glücklichen Autoren: „Der liebe Papi“, Dierette von W. W. Götz, 120 000 Mark, das Lustspiel „Vogelbezug“ von Friedmann-Frederich, 100 000 Mark, die Fortsetzung von „Zeitgenossen“, das Schauspiel „Henriette Jakob“ von G. Hermann, 90 000 Mark, das Lustspiel „Die Hausdame“ von Kempner-Hochstadt 90 000 Mark, das Trauerspiel „Hans Sonnenföcher“ von B. Apel 80 000 Mark, das Lustspiel „Klein Eva“ von D. Dit 70 000 Mark, das Lustspiel „Remina“ von Hoffen und Soesman 60 000 Mark, das Schauspiel „Der Häuptling“ von B. Abel, die Komödie „Die unberühmte Frau“ von G. Zapolska und Wolfers „Amphitruon“, bearbeitet von Rumpff, je 45 000 Mark, die Dierette „Der alte Dessauer“ von Otto Hindelsen, das Volksstück „Goldschmieds Töchterlein“ von H. Hauptmann und die Komödie „Der Schmittmacher“ von Dornow-Wittich je 40 000 Mark, Diegenheim's Trauerspiel „Kleine Slavin“ 32 000 Mark.

Rebeneder für die Hinterbliebenen gefallener Offiziere. Das Offiziershaus, Abteilung für Räumlichkeiten, Berlin SW 11, hat, um den Hinterbliebenen gefallener Offiziere und sonstigen Offiziersangehörigen lobenden Rebeneder zu verschaffen, eine Sammelstelle dienstgewerblicher Handarbeiten errichtet, die ins Ausland ausgeführt werden. Die Leitung hat Frau Justizrat Aaeheil, Berlin-Wilmersdorf, Wilschburgerstraße 3 übernommen.

Literatur.

„Zwischen Welsch und Steiner“, Novellen von Anna Maria von Cöchel, Bergabteilung, Breslau I.

Das Gebiet der Maria, Dahnatal, die Dolomiten, das die Verfasserin aus eigener Anschauung kennt und plastisch vor Augen führt, umschreibt sie höchst schön: „Zwischen Welsch und Steiner“. Aber abgesehen von der reizvollen Landschaft mit ihren lieblichen Wäldern, ist in hohem Maße zu bewundern die Kraft der Konzeption, die Kühnheit der Gedanken, die farbige Pracht der Sprache. Der Leser wird gar bald gewahr, daß edler, künstlerischer Genuß seiner herrt. Es ist ein schönes und reifes Buch, voll von einem tief zu Herzen gehenden Singen und Klagen, ausgegliedert durch Stil und Rhythmus.

Die Weltliteratur. „Die Weltliteratur“ (Verlag Berlin SW 48, Friedrichstr. 225) besteht aus wöchentlich erscheinenden ganz billigen Nummern, von denen jede entweder einen Roman der Weltliteratur oder einige Novellen, mitunter auch ein Drama bringt. Es wird in der Tat die bedeutendsten Werke der Weltliteratur, die hier gesammelt und dem Volke zugänglich gemacht werden. Von diesen Heften, die in Millionen von Exemplaren verbreitet sind, ist jetzt das 250. erschienen. Dieses Heft bringt die besten Stützen von Thomas Mann. Hoffentlich arbeitet das Unternehmen im selben Sinn weiter wie bisher; hoffentlich findet es in Zukunft noch mehr Anerkennung als bisher.

Oberschlesiens Volkshilfsvereine. Als Vorkämpfer deutscher Kultur im Osten hat der Verband ober-schlesischer Volkshilfsvereine e. V. in G. e. l. in einer mehr als hiebzehnjährigen Tätigkeit erfolgreich gearbeitet. 1300 Volkshilfsvereine mit 400 000 Vätern wurden gegründet, die jährlich über zwei Millionen Entlohnungen erzielen. Zur Wiederbelebung seiner fast ganz erloschenen Einnahmen gibt der Verband in dem ihm angekauften Heimatverlag Oberschlesien, Weimig, soeben 16 entscheidende Kunstblätter 15:10 aus, in welchem Schriftstellerwerk heraus. Die vorliegenden vier Blätter zeigen „Unser Oberschlesien“, „Das Gohelied deutscher Arbeit“, kosten je drei Mark und bieten Industrieaufnahmen von ganz eigenem Reiz.

Materiensitzungen in Khabon. Aus dem Französischen überseht von Generalmajor a. D. Joseph Peter (München). Leipzig 1920, Verlag Oswald Wulke.

Wie hilft man Sie einsehiger? Von Georg Sulzer. Verlag Oswald Wulke, Leipzig.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung, Halle a. S., Gr. Märkerstr. 68, Fernruf 4520

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 213 Donnerstag, den 23. September 1920

Phinele.

Roman von Ludwig Hofmann.

13. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Im übrigen war Wajfil mit der Wirkung zufrieden, und er lächelte selbstgefällig, als er die verzückten Mädchenaugen in hellem Glanze leuchten sah. Er begleitete Phinele dann nach Ausdorf hinaus und sprach dabei von seiner Vereinfachung, von seiner Glückseligkeit; von der Notwendigkeit für jeden Schaffenden, ein Glück und eine Muse zu haben, und Phinele hörte ihn an in dem lächelnden Gedanken, daß es ihre Glückseligkeit sei und daß er nun seine Liebe erklären werde. Das tat er denn auch, aber in der gewaltsamen Weise, die ihm für diesen Fall die beste schien. Nach der Ankunft in Ausdorf und während Phinele auf die Ankunft des Juges warten mußte, führte er sie abseits ins Dunkle und rief sie dann plötzlich wild in seine Arme.

Phinele stand betäubt und reglos, das Gesicht gegen seine heftig atmende Brust gepreßt, die zarte Gestalt von seinen Armen fest umschlungen. So ließ sie hilflos dem Sturm seiner Beteuerungen, die fast seiner Kehle über sich hinwegzogen. Dabei dachte sie immer nur das eine: Nach dieser Seligkeit gab es keine andere mehr, und wenn sie nun hätte sterben müssen — sie würde vollkommen glücklich gewesen sein.

Dann brachte er sie zur Stallon.

„Es soll aber niemand von unserer Liebe wissen“, sagte er; „Niemand geht keinen Dritten etwas an.“

Nun schrak sie empor.

„Aber welcher Mutter muß ich's doch sagen?“

Er schlug einen herrlichen, überlegenen Ton an, der sie einschüchterte.

„Warum mußt Du? Ich weiß nicht, wie das ist, eine Mutter haben. Meine ist gestorben, da war ich ganz klein. Ein Jahr oder zwei. Ich weiß nichts von ihr.“

Phinele presste in überdringlichem Mitleid seinen Arm.

„Ohne Mutter, das muß fürchterlich sein!“

Das sah er zwar nicht ein, aber er gab ihr doch einen Kuß zum Lohn für das schöne Mitleid.

„Warum fürchterlich?“ fragte er gelassen. „Mütter sind meistens recht unbehagen. Es liegt schon in dem Wort so etwas — wie soll ich sagen? Etwas Annahendes, etwas, das Unterordnung verlangt. Und unterordnen kann ich mich nicht, und Du sollst es auch nicht. Menschen, die keine Kinder mehr sind, müssen frei sein.“

Sie sah einseufzte zu ihm auf, obgleich sie in der unsicheren Stroghenbedeutung sein Gesicht kaum sehen konnte. Aber seine Überlegenheit hielt sie doch so im Bann, daß sie keinen Widerspruch wagte.

„Finsters Du's denn nicht hübsch, wenn man den Leuten ein wenig Kommode vormachen kann? Man tut fremd und hat sich doch Recht. Ich finde, das hat einen eigenen Reiz. Mein Gott, wenn wir in Paris wären, dann könnten wir darauf verzichten. Dann könnten wir vor aller Welt uns lieb haben und doch frei sein. Aber in Wien ist das leider nicht möglich. Da muß man sich eben vorsehen. Wenn ich denke, was da alles zu so einer offiziellen Liebe gehört! Eine Menge Verpflichtungen, die einem die Freiheit und die Zeit stehlen: Besuche, Einladungen, Besuche — für mich lauter unmögliche Dinge. Begreifst Du das?“

Es war wie ein kaltes Starobad über sie hinweggegangen.

„Ich weiß nicht“, sagte sie zaghaft, „eigentlich doch nicht ganz, weil ich kein Ende sehe. Was soll denn aus unserer Liebe werden, wenn wir sie so geheim halten? Für einen Künstler

ist der Zwang gewiß nicht angenehm, das kann ich mit schon recht gut denken. Aber es geht doch gar nicht anders und einmal muß man das ja doch alles auf sich nehmen.“

Er lachte: „Einmal meinetwegen. Aber doch nicht gleich. Ich bin eben anders als gewöhnliche Menschen, und wer mich lieb hat, der muß sich auch mit meiner Art abfinden, der darf vor allem nicht kleiner denken, als ich.“ Das sah und Phinele zuckte ordentlich zusammen. Klein wollte, kleiner denken als er — das durfte sie nicht. Und nun fragte er auch noch, ob sie ihn denn auch so lieb habe, daß sie alles für ihn tut und für ihn sterben könnte? Dabei presste er sie wieder an sich, daß sie wie gebrochen in seinen Armen hing.

„Ja“, hauchte sie mit verlagener Stimme.

Da küßte er sie noch einmal und gab sie frei.

„Wir kommen nun unter Leute, und da kommt auch Dein Zug.“

Sie hielt seine Hand fest.

„Wann sehen wir uns wieder?“

„Aber das weißt Du doch, am Montag.“

„Wie dann auf Wiedersehen!“

Dochheim war sie zerstreut und ungeschickt. Welschbach war entgegen seiner Absicht doch nicht in der Stadt geblieben und er war schon vor ihr gekommen. Nun hatte sie zu aller inneren Unruhe auch noch das unbehagliche Gefühl, daß er sie gesehen haben könnte und das machte sie ganz unfrei. Sie gab verkehrte Antworten, ließ das Meßer zu Boden fallen und zerbrach einen Teiler, den sie dem Professor hatte reichen wollen.

Frau Marie lachte sie gutmütig aus und schied sie bald zu Beit.

„Da ist was geschiefen“, sagte sie zu Welschbach. Man hätte sie nicht nicht allein in die Stadt hinunterlassen.“

Welschbach nickte beiläufig.

„Mir scheint, wir haben da doch eine sehr große Verantwortung auf uns genommen. Aber man kann sich ein Mädchen doch auch nicht auf Schritt und Tritt bewachen.“

Frau Marie hatte dann eine schlechte Nacht. Sie hoffte ja, daß man besser aufpassen könne, wenn man erst in der Stadtwohnung war. Aber wer konnte denn wissen, ob's nicht schon zu spät war. Ob man nicht an Frau Gerlinde schreiben sollte? Die Mutter würde schon dahinter kommen, was Phinele eigentlich fehte. Sie entwarf in Gedanken einen Brief nach dem anderen, kam dann aber doch zu der Einsicht, daß man Frau Gerlinde nicht beunruhigen dürfe. Das konnte ja aussehen, als werde man mit Phinele nicht fertig, oder als wolle man das Mädchen wieder los sein. Und dann stand die Angst auf, daß Frau Gerlinde ihr Kind wirklich wieder mit sich nehmen könne, und das ging doch nicht; Frau Marie konnte sich das Haus ohne Phinele gar nicht mehr denken. So nahm sie sich vor, die Augen offen zu halten und in Gehuld zu warten. Verliebes Hoffen versetzte sich bald, und dann konnte man ja immer noch sehen, was zu tun war.

Der Sonntag brachte herrliches Wetter. Phinele hatte prächtig geschlafen und morgens, während die Sonne goldene Kränze in die Stube warf und die Vögel draußen trotz des herrlich gelichteten Gewirges sich vor Döfensonne gar nicht zu halten wußten, ein wahes Ständchen im Bett verdammt. Alles, was sie gestern gequält hatte, zerfiel jetzt, und nur das eine blieb bestehen: Er liebte sie! Es war ihre Pflicht, das zu vertrauen, und wenn sie ihn später bitten würde, dann mußte er doch erlauben, daß sie wenigstens der Mutter und Welschbach alles sagte.

Als sie dann, als erste, unten im Garten stand, unter den im Tau stierenden Rosen und all dem Sonntagsgarben



ringsum, da sowohl ihr das Herz und sie stürmte jubelnd durch das Haus.

Frau Marie kam, ein wenig übermäßig und müde, herab, und da hing auch schon Phinele an ihrem Halse.

Frau Marie ließ sie gewähren, aber dann hielt sie Phinele entschlossen fest. Wieviel erfuhr sie gleich hier, was sie wissen mußte.

„Nisdam, Phinele — so sag doch nur, was Du hast!“

„Nichts hab' ich! Es ist nur so wunderschön bei Euch! Und in Wien! Ach, und überhaupt —“ sie reichte die Arme weit hinaus und ihr Gesicht glänzte in Tafelstunde.

„Das Leben! Ach, das Leben —!“

VII.

Als Herr Swoboda mittags nach Hause kam, sagte ihm der Diener, der am Wagen stand und Mantel und Decke herausnahm, der Herr Graf Anigel seien angekommen.

Swoboda machte ein laures Gesicht.

„Ach, das hätten Sie mir auch sagen können. Sie sollen mich doch von solchen Ueberraschungen verächtigen.“ Er hatte Metzger geholt, und eigentlich hatte er nachmittags eine eilige Geschäftsreise nach Prag machen wollen. Franz Karl hatte ihm die Reise abgenommen. Hätte Swoboda aber gewußt, was daheim auf ihn wartete, dann würde er unter allen Umständen selbst gefahren sein. Er war ja stolz darauf, einen wirklichen Grafen als Schwiegersohn zu haben; den Grafen selbst aber liebt er nicht und seine Besuche fürchtete er geradezu.

Der Diener entschuldigte sich.

„Bitt' schön, gnädiger Herr, ich hatt' schon telephoniert, aber der Herr Graf hat Ihnen ausdrücklich befohlen.“ „Was das können Sie nun auch schon wissen: hier hat nur einer zu befehlen, und das bin ich. Mein Schwiegersohn kann höchstens wünschen. Merken Sie sich das gefälligst für die Zukunft, wenn Sie Meinetwegen darauf legen, bei mir zu sein.“

„Der Herr Graf sind nach dem Zimmer des gnädigen Herrn gegangen und warten dort.“

„Es ist gut.“

Graf Anigel erbot sich nachlässig, als Swoboda eintrat. Swoboda sah auf den Wege nach seinem Zimmer allen Metzger vergehen zu haben. „Der Esel von Diener hat mir leider nichts gesagt — ich wäre sonst früher gekommen.“

„Ja“, sagte Anigel ruhig, „ich hab' den Esel von Diener gebeten, Sie zu nichts zu sagen. Ich wollte Ihnen die Ueberraschung nicht verderben.“

Dabei nahm er vorläufig ein paar Fingerringe der Hand, die Swoboda ihm entgegengelehrt hatte, und klemmte dann sein Ohr ins Ohr, das er Swoboda angelegentlich betrachtete.

„Wissen Sie, teuerer Papa, Sie sehen nicht gut aus. Sie sollten sich wirklich mehr Ruhe gönnen. Der Jüngste sind Sie nun auch nicht mehr, und Sie haben's doch wahrhaftig auch nicht nötig.“

Swoboda lächelte, während er sich in einen Sessel fallen ließ.

„Saben Sie eine Ahnung, lieber Sohn! So ein Geschäft ist wie eine Maschine. Wenn sie läuft und man steht mitten drin, dann muß man halt auch mit, ob man mag oder nicht. Ich müß' auch wissen, was werden sollt', wenn ich mich nicht um alles kümmerte. Uebrigens fühl' ich mich ganz wohl.“

„Am so besser denn. — Marie läßt grüßen.“

„Danke. Es geht ihr doch gut, hoff' ich? Sie hätte mir eigentlich längst wieder einmal den kleinen Grafen bringen können. Ein bißel mehr an Großartigkeit vertrag' ich wirklich. Gar so knapp brauchte man mich nicht zu halten.“

„Aber ich bitte, das liegt doch nur an Ihnen, bei dem rauhen Herbstwetter fährt man mit so einem kleinen Kind nicht in der Welt herum. Warum kommen Sie nicht öfter hinaus nach Ofstien?“

„Weil ich keine Zeit hab'. Und dann wissen Sie doch auch, daß mir Ofstien zuwider ist.“

Graf Anigel lächelte spöttlich: „Ach so, ja ich erinnere mich.“

„Weiben Sie zu Tisch? Ich weiß allerdings nicht, ob man auf Besuch eingeladen ist.“

„O bitte, ist schon alles in Ordnung. Und wenn Sie dann

nach Tisch ein Stündchen Zeit für mich haben — es ist da allerlei zu besprechen.“

Swoboda rüde unbefähiglich hin und her.

„Nann ich mit denken. Können wir das denn nicht gleich jetzt?“

„Nein, nach Tisch erledigt sich das besser. Und Sie sehen, wir haben auch gar nicht mehr die Zeit.“

Der Diener war eingetreten, um die Herren zu Tisch zu bitten.

Swoboda erhob sich schwerfällig.

„Nisdam, wenn ich bitten darf —!“

Die Unterhaltung bei Tisch lehrte sich auf ein paar Alltäglichkeiten. Swoboda war ein starker Esser, der sich gewohnheitsmäßig bei Tisch nur die allernötigste Zeit ließ. Der Graf aber aß mit genussvoller Ruhe, und er fühlte in diesem Hause nicht die Verpflichtung, den lebenswichtigen Plauderer zu machen. Zu sagen aber hatten sich beide Männer nichts, da sie geistig durch eine ganze Weile getrennt waren. Den Kaffee nahm man dann wieder im Zimmer des Hausherrn, und Swoboda bot Zigarren an.

Anigel lächelte.

„Aber besser Papa, Sie wissen doch, daß ich nach Tisch meine Importe nicht entbehren kann. Sie haben doch auch sehr gute Sachen für Götter — warum wollen Sie mich schlechter behandeln, als Leute, die Ihnen ganz fremd sind?“

„Verzeihung, ich dachte nicht daran. Ich bin mit meiner gewohnten Trabulo zufrieden.“ Das „Ich“ betonte er besonders. Aus einem Schränkchen, zu dem er den Schlüssel bei sich trug, holte er ein paar Ästchen mit Importen heraus und stellte sie auf den Rauchtisch. „Weibchen Sie sich!“

„Danke!“ Anigel wählte eine Henry Clay, die er mit einer beinahe liebevollen Gebärde betrachtete und dann sorgfältig abjchnitt. Die ersten Züge sog er mit Hingebung ein, und dann lehnte er sich, die Beine behaglich von sich gestreckt, zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der hölzerne Kobold von Ferrara.

Skizze von Max Weber.

(Nachdruck verboten.)

Wir schiederten in früherer Beziehung durch die Gasse des wackeligen Museums von Ferrara, mehr in der auch sonst von uns praktizierten Ansicht, uns Lebende in den letzten Schraubobjekten zu biegen, als uns an sie zu verlieren. Mein Begleiter, ein Berliner Privatgelehrter, der alle Kunstsammlungen Mittel- und Oberitaliens mit seine eigene Faszination, von seinen antiquarischen Kenntnissen aber nie einen anderen als den allermodernsten Gebrauch machte, blieb plötzlich vor einer grotesken Holzfigur stehen, die dem äußeren Ansehen nach etwa einem griechischen Satyr und einem weltlichen Flughühner die Mitte hielt. Der fonderbare Heilige trug Flegelhörner und einen Vorkorb, und sein schuppiger Unterleib ließ in einen Fischschwanz aus.

„Hier sehen Sie seine entappte Göttlichkeit, den in den Katalogen und historischen Quellennachweisen also genannten, hölzernen Kobold von Ferrara.“ Dem Herrn ist einmal drüber an der dalmatinischen Küste eine sehr merkwürdige Geschichte passiert; sie ist der eigentliche Grund, weshalb wir ihn hier in Reichweite vor uns sehen. Leider wurde die Erzählung, wie er unter die Menschen fiel, bisher nicht ganz richtig überliefert.“

„Erzählen Sie“, das ist angeregt. Wir nahmen gegenüber auf einem Anstoß Platz.

„Sie kennen aus Ihren eigenen Reiseerzählungen die launische, wildwechselnde Natur des dalmatinischen Karst, wenn unphysisch am hellen Firmament ein Gewitter heraufgrollt und wie ein reizender Orkan über die sandige Fläche dahinfährt; es ist dann, als hätte ein Maler den grauen Schabton eines verwitternden Gesteines durch eine feine Grundfarbe ersetzt. Und dieser Szenenwechsel vollzieht sich oft mit solch überraschender Schnelligkeit, daß man sich unwillkürlich zur Annahme übernatürlicher Einwirkungen gedrängt fühlt. Die Erscheinung steht übrigens in einem interessanten Gegenjag zu dem trüben Volkscharakter des dortigen Menschenbildes, der alles Neuartige und Phä-

lische, das in seinen Bereich tritt, mit einer Art stumpf-sinniger Erbitterung verfolgt.

Kußig blaute die Adria an jenem Sommermittag, an dem sich die Geschichte zutrug. Aber von dem verfinsterten Flegelhühner der jogen brunn Wolken. Die Flegelhühner flüchteten über das Meer und drohenden Unwetter nach ihren Häfen. Am Strand arbeiteten Fischer in fieberhafter Eile: die Männer um ihre Netze, die Weiber um die im Freien aufgehängten Wäsche in Eile zu bringen; denn sie harrten als Wäscherinnen in den vornehmen Häusern der nahen Hafenstadt sehr geschätzt.

Und schon brach das Ungeheuer mit dämonischer Macht herein, so daß alles in wilder Flucht nach Hause floh. Ueber Klippen und Meer und vom Meer zum Lande tobte der Sturm, und ein harter Regen erfüllte den Strand mit seinem braunem Karm.

Nach sich das Unwetter verzogen hatte und die Gegend alsbald wie blankgemäht unter der heißen Nachmittags-sonne dalag, begann der Strand sich von neuem zu beleben. Die Männer machter, die Boot los und fuhren ihre Barken nach den Anlein des Quarnero, die Weiber und Kinder brachten ihre Wäsche auf und zwärnige Tragebalken wieder ins Freie und stützen an festen Stellen in die Klut, die nun, kühl und sonig zugleich, eine selbststän-dige Frische atmete, als hätte sich irgendwo ein Haus aus fremder Zone an diese Küste veretzt.

Pflichtig vermehrte Lucia ihre Tochter. Und schon kam, ehe sie noch zweimal ihren Namen gerufen, eine Nachbarin herbeigelaufen mit der leuchtend und zitternd hervor-gelassenen Nachricht: sie habe gesehen einen dunklen, braunen Kerl mit Vorkorb und Flegelhörnern aus dem Wasser auftauchen sehen; der habe Margherita gefaßt. Wenigstens ist dies das Letzte, was sie von der Sache wisse, fügte sie besorgt hinzu.

Man kann nicht gerade sagen, daß es Neugier war, was Lucia in dem Augenblick dachte, als sie das Wäschebündel, das sie gerade im Arm trug, von sich warf und Hals über Kopf nach der bezeichneten Stelle rannte. Eher war in ihr ein Gefühl der Entrüstung darüber vorherrschend, daß ein Fremder es wagte, über ihren Kopf hinweg sich ihrer Tochter zu nähern; wo doch der Rechtsturmrichter Vater zur Frau — zwar kein Italiener, doch immerhin Autochthon und ein gelehrter Mann in einträglicher, pensionierter Stellung — sich längst die erste Hypothek bestellt hatte. Dem Warum noch legte sie sich zuweilen, auf welche Art und Weise sie dem ungeborenen Freier den Kopf waschen müßte.

Aber wo sie da war, überließ sie der grotesken Augenchein mit einem passigen Schreck, daß sie ratlos um Hilfe schrie.

Als die anderen hinkamen, war das Meer in bestiger Bewegung. Auch schon ein seltsames Pfäffchen den Meer- rand entlang zu bringen, das fast einem feinkörnigen unirdischen Geringfügig war. Die Kleine, tot im Gesicht und etwas verwirrt, aber anscheinend nicht im geringsten über den Zufallsfall — es sah beinahe so aus, als ob sie heimlich lächelte — lag eben ganz ruhig am dem Wasser, in dem die Mutter, ihre Augen in furchtbarer Erregung Starr auf einen Punkt gefeiert, ein über das andere Mal rief: „Dort schimmert es! Seht ihr es? Dort! ... Dort!“

Der Anblick, der sich ihnen darbot, war allerdings höchst seltsamer Art. Doch nie im Leben war ihnen dergleichen gefaßt gekommen. Bis zum Unterleib ins Wasser getaucht, ruderte plötzlich ein dicker, brauner Kobold auf sie zu. Er hatte in der Tat einen schwarzen Bart und Flegelhörner, machte aber bei alledem nicht den Eindruck eines Mouch, sondern eher den eines weltreichen Gelehrten oder Dichters, der das Abenteuer mit dem schönen Kinde wie den naturhistorischen, im Programm vorgegebenen Appenzel seiner Meerfahrt genoss. Sie gebirte einfach dazu, wie der Sonnenanfang zum Dichten. Er gab sich nicht im geringsten Mühe, sein Interesse an dem Mädchen zu verhehlen. Der naive Kern seiner Bewunderung hatte etwas Rührendes an sich, das jede schärfende Brust entzweifeln hätte. Vermuthlich gingen ihm in diesem Augenblick Gedees „Mühseligkeiten“ durch den Kopf.

Wißt Gott, wo der Kerl her war! Bitterkeit aus Ägypten oder aus Indien, oder aus sonst irgendwoher melaphysischen Gebirgen. Ein Ausländer war er auf alle Fälle. Das merkte man an der ganzem treuherzig-bildungslosen, verblüffend höheren Art seiner eifrig, heimliche Beobachtungen nämlich halten an sich in dieser auf Treuehaftigkeit angelegten Kulturprobe kaum irgendwelche Herabwürdigung einschließend; das Emporende war nur, daß der Kerle sein

Weiler mit solch schamloser Offenherzigkeit und nach einem Ehemer Betrieb, das allen Herkommen stracks zuwiderließ.

Die Kinder merkten der Angst. In den Weibern gewannen, sobald sie sich von ihrer ersten Angst erholt hatten, Gesichte stütziger Entrüstung die Übergang.

Schließlich ließen sie, was in Fällen außer Natlosigkeit stets zu geschehen pflegt, sie traten zu einer Beratung zusammen. Das Ergebnis war, daß sie einen langen Wäsche-Strick herbeiholen. Diesen eines Ende banden sie der dicken Diametta um den Leib, im Dorf unter dem Schilman; die Schwemmlinge bekannt; das andere Ende warfen sie um einen Schilfpfad. So ausgeführt, ließ die „Schwemmlinge“ ins Wasser und tat, als wäre sie von der hochangesehnen Versammlung zu Verhandlungen entlassen worden.

Da kam der Kerl und schon ganz leiserweise herangekommen, nickend und freundlich grüßend, wie jemand, der eine vertrauliche Bestellung anzubringen hat. Diametta indeß, ohne sich viel aufs Parlieren einzulassen, umschlangte ihn mit ihren majestätischen Armen. Wie er auch leuchtend und pulste, Diametta und der Strick ließen fest. Da hatte er einmal seinen Mann oder vielmehr sein Wäsche-weib gefunden. Geheime Urkraft des Volkes siegte über die räusperliche Komplimentiertheit eines fremdartigen Intellektuellen.

Margherita schrie laut auf, als das Unerhörte geschah; als man den Götlichen seinem Element entzog und ihn entsetzt, sein Beständiges auch losließ auf die Erde miß-handelter Freiheit hinabließ. Sie schlug die Hände vor sich und lief ins Dorf zurück.

Ich sah einmal in einer Volksversammlung, wie ein abgöttisch verehrter Pöbelherrscher von der Opposition, die die Diktatur durch Zwangsverurteilung fürchte, von zwei Obernen gepackt und aus dem Saal getragen wurde. Auf mich machte das Erlebnis einen unaussprechlichen Eindruck. Eben noch lebendiges Leben, in jeder Faßer bebend von geistiger Beweglichkeit und drangängiger Weisheit, schumpfte er zwischen die beiden unzufriedenen Männern der Ordnung zu einem leblosen, farrnen Bündel zusammen, das nur in einem wütenden, inneren Kampf und dem zu einer Grimasse der Ohnmacht verzerrten Mitleid noch ein Daseinseiner verriet. Der große, biedrige, schwarzbehaarte Schädel, von den Körpern der beiden Träger gequert, schwebte dennoch schwebend über der Versammlung. Und als die Tür bereits hinter seiner Begleitaktion sich geschlossen hatte, schienen immer noch seine großen, schwarzumrissenen Fanal-sterne leuchtend, wie im Fingern, an dieser Waffe von dunklen Beinen verhängen. Das Unheimliche aber war: jene Zurückbleibenden schätzten sich das als Sieger.

Auch diesem half nicht die Gottesgüte seines brechen-den Blickes, das verhunderte Erkundeten eines eifrigen Gelehrtenlebens im feindlichen Weltum. Sie ahnten nichts in ihrer keulischen Unschuld von dem Weltbruch, der da geschah. Selbstsüchtige Dummheit schloß sie davon, an diesem Vorgang etwas anderes wahrzunehmen, als seine natur-haftige Realität.

Sie baden ihn, wagen ihn aus dem Wasser und warfen ihn ans trodene Ufer.

Nun kam es endlich an den Tag, welcher Art eigentlich das Subjekt war, das sie in jenem unverständlichen, wenn auch vorübergehenden Schmachtschand eines hundertfachen Schreck verlegt hatte. Er sollte es ihnen büßen! Nur nicht zaghaft zuweisen, wenn auch Unheimliches, Ungedauertes sich offenbart! Auch die Reaktionen zur dem Eracimen herangeht, wenn man sie fängt, und muß doch ihren Weg lassen. Und das Gambleon, das sogar um zu lassen, seine Farbe wechselt, nicht jede zoologische Handlung in der Stadt mit Silber auf. Dieser da hatte nicht nur Flegelhörner, einen schwarzen Flegelhaut und Flegelhörner, sondern auch die nach oben und um allem Herberück in einen Schwanzleib mit Fischschwanz. Aus dieser abnormen Körperbeschaffenheit leitet er offenbar den Anbruch her, sich in seiner Lebensführung allerlei ärgnererregende Besonderheiten gestatten zu dürfen.

Aber diesmal gelangte er an die Unredeten. Sie drückten ihn auf den Boden nieder und den mit Stangen und Wäscheplänen so lange auf ihn los, bis er kein Lebenszeichen mehr gab.

Das bedeutete für sie, daß er tot war.

Denn für ihr Urteil mußte jemand, dessen Kopf man andauernd mit Wäscheplänen bearbeitete, unbedingt tot sein. Aufstehend war es allerdings, daß die plötzlich erlachte Bisse des Gelehrten ein sterotisches Ornen an den Tag legte, und daß er sich im überigen wie tot anblieb. . .

Aber darüber machten sie sich keine Sorgen, weder sie noch die Männer, denen man nach ihrer Wäsche am Abend unter großem Geheul und Aufkommen auf die We-